

er auch vor dem wütenden Dschungelschwein geflohen war, das ihm im Verlauf des Tages begegnet war.

Obwohl der heilige Mann halbnackt war und nur von verwilderten grauen Locken, die in verfilzten Strähnen bis auf die knochigen Knie fielen, bedeckt wurde, wirkte er nicht einen Augenblick so, als habe er das Gewand der menschlichen Würde abgelegt. Voller Majestät hielt er in einer knorrigten, zitternden Faust einen Bambusstab, als handele es sich um einen Stößel, mit dem er den weißen Mann in dem Mörser seiner Untaten zerstampfen wolle.

»Heute war ich Zeuge des unerträglichen Stolzes und der barbarischen Ungerechtigkeit unserer Eroberer und aus diesem Grund, du falscher, verlogener Mensch, du unehrenhafter Wilder, der in das Gewand seiner verdorbenen Zivilisation gekleidet ist, werden Zwietracht und Zerstörung deine Strafe sein. Bei den heiligen Sternen, die Zeugen dieser Nacht der Grausamkeit und des Bösen sind, die einem anderen zuteil wurden, den du, weißer Mann, zu deinem Sklaven gemacht hast, werden die unlöschbaren Feuer des Moloch zweiundeinhalb dessen verschlingen, was dir gehört.

Für alle Zeiten soll dieser Fluch dich und die Deinen verfolgen.«

»Geh mir aus dem Weg, alter Narr!« James drängte sich an dem heiligen Mann vorbei, unbeeindruckt von der zornigen Schmährede des Sadhus, den er, gleich dem Rikscha-Wallah, als heidnischen Kuhanbeter einstufte und noch dazu als einen Verrückten. Er wollte so viel Distanz wie möglich zwischen sich und den ›verrückten Fakir‹ legen.

Es war Rorys Bruder Lindsay, der Jahre später den Bann brach, der über jener seltsamen Nacht auf der Straße nach Tippindee lag. Zu der Zeit waren sowohl sein Großvater wie sein Vater tot und Lindsay war der neue Laird von Glengarth. Das Boot segelte zurück in das Loch Garth und Lindsay hatte zu dem düsteren Schloss auf dem Berg hinaufgeblickt – sein Schloss, seine Wälder, sein See und seine Liebe: »Der Moloch ist unersättlich!«, hatte er gesagt.

Alle drei, der Vater und seine zwei Söhne, lenkten ihre Schritte zurück zur Erinmore Lodge.

Später an diesem Abend nahmen James und seine Söhne in Sir Douglas' mit Mahagoni verkleidetem Badezimmer, das im alten Kolonialstil gehalten war, ein Bad. Anschließend, als man Rory und Lindsay in Gästeschlafräumen untergebracht hatte, zogen sich ihr Vater und Brig auf die Veranda zurück und ließen sich auf Pflanzerstühlen oder, wie sie auch genannt wurden, Langärmeln nieder. James hatte die Gesellschaft von Simla vergessen und wärmte mit Brig alte Jagderlebnisse auf und bei Whisky und Soda tauschten sie Geschichten über die unsterblichen Berge aus.

Schrecklich schwitzend wälzten sich die beiden Jungen unter ihren Moskitonetzen hin und her. Für sie verging der Rest der Nacht nur schleppend, wie ein unangenehmer Traum, der ihnen die seltsamen Erlebnisse des Tages wieder vor Augen führte, während sich der Schlaf in der heißen und feuchten, von Insekten bevölkerten Faust des indischen Monsuns verflüchtigte.

Am darauf folgenden Morgen wurden James und seine Söhne in der offiziellen Kutsche Brigs (deren Hinterachse vorher sorgfältig untersucht worden war) heim nach Tippindee gebracht.

Ihre Mutter stand auf den Stufen des Hauses und erwartete sie voller Besorgnis. Schützend hielt sie die Hand vor die Augen, das goldene Haar leuchtete in der hellen Himalajasonne wie ein Heiligenschein und Rorys Herz hüpfte vor Freude und Liebe, sie zu sehen. Aber bevor er aus der Kutsche klettern konnte um sie zu umarmen und ihr auf seine kindlich überströmende Art alles, was ihnen zugestoßen war, zu erzählen, packte ihn der Vater an dem zerrissenen Ärmel und hielt ihn zurück. »Keiner von euch wird auch nur ein einziges Wort von diesem Geschwafel dieses verrückten Fakirs weitererzählen, schon gar nicht eurer Mutter. Ihr werdet das aus eurer Erinnerung streichen, als hätten sie nicht stattgefunden, die Ereignisse des gestrigen Abends.«

Kapitel 2

Die Hitze war wie ein weiß glühendes, sichtbares Etwas, das die Sinne attackierte. Das Quecksilber im Thermometer auf der Veranda war bis zum Ende der roten Linie bei einhundertzehn Grad Fahrenheit gestiegen. Aber der Staub war noch schlimmer als die Hitze. In dichten Schichten verklebte er die Nasenlöcher, reizte die Kehle und brachte die Augen und das Temperament zum Brennen.

Staubbedeckte, barfüßige Diener, die sich bei diesen mörderischen Temperaturen nur langsam bewegten, zogen Rattanblenden und Holzjalousien vor die Fenster. Kulis wässerten die Kartoffeln, die in der Hitze dampften und schon bald vertrockneten. Es war, als lebe man in einem türkischen Bad; gemeinsam mit den kraftlosen grünen Eidechsen, die von den Zimmerdecken fielen, weil sie zu erschöpft waren um sich weiter an den Stuck zu klammern, versank die Menschheit in einer Trance.

Die Schulstunden waren für den Vormittag beendet und Rory Duncan Roskillen lief eilig zu den Räumen seiner Mutter.

Sie war damit beschäftigt, Einladungen für ein Gartenfest zu schreiben, und saß an ihrem kleinen französischen Schreibtisch, der vor den großen Fenstern ihres Boudoirs stand. Von hier aus konnte sie auf die Palmen schauen, die wie hohe, vergessene Wachtposten aussahen, die entlang der ockerfarbenen Grenzmauer aufgereiht standen. Oder sie konnte die *Malis* beobachten, die mit ihren undichten Gießkannen vergeblich sich abmühten, dass die Gärten des Maharadschas von Baharabad immer grünten und blühten.

Es wurde Rory langweilig, sich über die breite Steinfensterbank zu lehnen, den *Punkah-Wallahs* Grimassen zu schneiden und ihnen aufreizende Bemerkungen zuzurufen. Faule Kerle, die auf der Veranda dösten, während die Bänder, mit denen die Fächer in Bewegung gehalten werden sollten, schlaff in ihren verschwitzten Fingern lagen, waren Rorys kindliche Gedanken. »Mama, magst du Indien?«, fragte er und vergaß die ›faulen Kerle‹ – ein Ausdruck, den er von seinem Vater aufgeschnappt hatte. Er stand auf und stellte sich hinter den Stuhl der Mutter. Ihr Nacken faszinierte ihn. Er sah aus wie ein blasser Stängel, der eine gelbe Blüte trug. Goldene Ringellocken bewegten sich anmutig beim Lufthauch der Leinenfächer – wenn jemand daran dachte, an den Bändern zu ziehen – und sie waren so weich und zart wie Daunenfedern. Am liebsten hätte er die Hand ausgestreckt und das weiche, helle Haar gestreichelt, das zu einem würdevollen Chignon zusammengefasst war, oder aber darauf gepustet, während er sich etwas wünschte. Doch stattdessen behielt er die Hände bei sich und hielt den heißen Atem eisern an. Die Ellenbogen auf die Rückenlehne des Stuhls gestützt, das Kinn nachdenklich in den verschwitzten Handflächen vergraben, quetschte er die nächste Frage zwischen den Zähnen hervor. »Mama, hast du jemals Heimweh?«

Überrascht drehte sich seine Mutter, den Federhalter in der erhobenen Hand, zu ihm um.

Ihre Augen erinnerten Rory an Spiegelbilder des Himmels. Es waren wunderschöne Augen, blauviolett wie Dschungelorchideen oder die Frühlingsveilchen in den Wäldern von Glengarth.

Er fragte sich, wie ein so freundliches und sanftes Wesen mit seinem so alten und misstrauischen Vater verheiratet sein konnte. Rory, der ein neugieriger Junge war und immer auf den Klatsch unter Verwandten und Dienern achtete, ließ sich sehr wenig entgehen: Vater war schon einmal verheiratet gewesen, mit einer indischen Prinzessin, der Schwester des Maharadschas von Baharabad. Er hatte sie in seiner Jugend kennen gelernt, als er 1875 im Gefolge des Prinzen von Wales bei dessen Besuch in Indien gewilt hatte. Vater und die Prinzessin hatten eine Tochter gehabt, die Rajkumari Sula, und daher meinte Rory, dass man dem *lasterhaften Lebenswandel* des Vaters Zugeständnisse machen musste, da er ihn zweifellos Seiner Königlichen Hoheit abgeschaut hatte, der – nach dem Klatsch der Erwachsenen – *überall Affären* gehabt hatte. Diese Dinge hatte er bei den Erwachsenen aufgeschnappt, obwohl ihn ihre Gespräche oftmals verwirrten.

Leider war die indische Prinzessin im Wochenbett gestorben und das unruhige Auge James Beauy Roskillens war auf die Ehrenwerte Laura Burrett aus Leicestershire gefallen. Mutter, so glaubte Rory, hatte nicht geahnt, auf was sie sich einließ, als sie Papas Heiratsantrag annahm; aber er war froh darüber, ansonsten wäre er jetzt nicht hier.

Seiner Mutter gelang es immer, so kühl, so ruhig und so englisch auszusehen: Ihre kühle, seidige Gelassenheit in diesem heißen Land mit seinem heißblütigen Vater verdiente einen Orden. Ihr Anblick hatte sich unauslöschlich in seinem Herzen eingepägt, für immer in sepiafarbene Erinnerungen an milde Sommertage gehüllt: Tee, der von lilienweißer Hand aus einer silbernen Teekanne eingeschickt wurde; ein elegantes, cremefarbenes Spitzenkleid, das über fremdländischem Rasen schwebte; große Sonnenhüte, mit Federn, Blumen und künstlichen Vögeln verziert; Grübchen und Lächeln und das Funkeln ihrer Augen; der herzförmige, lächelnde Mund, wenn sie etwas amüsierte – was sehr oft der Fall war, denn seine Mutter besaß einen wunderbaren Sinn für Humor. Sie erinnerte ihn an Gurkensandwiches, Madeirakuchen, Stechpalmenfrüchte und Mistelzweige, knirschenden weißen Schnee und Gelächter, Arme voller Glockenblumen und alles Schöne.

Aber aus diesen Kindheitserinnerungen zwischen zwei Kontinenten ragte ihre beschützende Liebe zu ihm heraus, eine Liebe, die hermetisch gegen die sengende Sonne versiegelt war und die in diesem für Eindrücke besonders empfänglichen Alter für ihn das Leben selbst bedeutete.

»Manchmal, Liebling, nicht sehr oft. Jetzt ist dies mein Heim, zusammen mit deinem Vater. Was hast du heute morgen bei Mr. Shawmoss gelernt?«

»Nicht viel.«

»Lass das nicht Papa hören«, meinte sie und lächelte spitzbübisch.

»Mama, muss ich in England zur Schule gehen?«

»Ja, mein Schatz, das musst du. Dein Vater wünscht es.«

»Aber warum? Es ist so weit von Baharabad entfernt.«

»Ja, das stimmt.« Sie seufzte und wandte sich wieder den Einladungen zu.

»Warum, Mama?«

»Warum es weit von hier entfernt ist oder warum du in England zur Schule gehen musst?«

»Mut-ter!«

Sie legte den Federhalter beiseite und bot ihm mit beherrschter Miene den Fußschemel an. »Setz dich hin, Rory, damit ich dich besser sehen kann ohne mir den Hals zu verrenken.« Der geschwungene Mund verzog sich zu einem lieblichen Lächeln. »Erinnerst du dich an die tapferen Sechshundert? Die nicht nach dem *Warum* fragten?«

Bei dem Ausdruck kindlichen Entsetzens, der Rorys Gesicht überflog, vertiefte sich ihr Lächeln. »Mama, das ist doch völlig sinnlos! Wenn ich nicht nach dem *Warum* frage, woher soll ich dann jemals *wissen*, ob ich für die richtige Sache sterbe?«

»Mein lieber Junge, du wirst kaum sterben, nur weil du in England zur Schule gehen sollst.«

»Aber es könnte passieren. Es ist bekannt, dass viele Gräueltaten in England begangen werden. Lindsays bester Freund, Pilkes Major, starb sechs Wochen nach seiner Ankunft in Eton bei einem Rugbyspiel. Sie haben ihm das Genick gebrochen – Sassenachsⁱ, die einen Schotten umbringen, genau wie bei Culloden.«

Sie lächelte und fuhr ihm durch das helle Haar. »Jetzt hör aber auf!«

»Es ist wahr! Prügel, Bestrafungen und Schinderei sind an der Tagesordnung. Ich lasse mich lieber von Vater und dem alten Shawmoss hier in Baharabad durchhauen als in England. Außerdem kann ich dann hinterher zu dir kommen um es dir zu erzählen.«

Sie umging das schwierige Thema mit der Geschicklichkeit eines Diplomaten, der die Lage entspannt halten will. »Du und Lindsay werdet in der Lage sein die Ferien in Glengarth zu verbringen.«

»Ich mag Großvater Glengarth nicht – kein bisschen!« Und das meinte er ernst. »Vor unserer Abreise aus Schottland hat er ganz deutlich gesagt: *Bis bald, Lindsay, mein Junge*. Mich hat er gar nicht beachtet. Alles, was er zu mir sagte, war: *Lass dir die Haare schneiden*. Bloß weil Lindsay eines Tages Glengarth erbt und nicht ich.«

Rory bemerkte den Hauch eines Schattens in den violetten Augen der Mutter, der aber sofort wieder verschwand. Mit fester Stimme sagte sie: »Du, Rory, befindest dich in einer viel beneidenswerteren Lage als dein Bruder. Dein Leben gehört dir um das daraus zu machen, was du möchtest. Lindsay dagegen hat für den Rest *seines* Lebens einen Mühlstein um den Hals hängen.«

Rory war entsetzt. »Ist es das, wofür du Glengarth hältst, Mama, einen Mühlstein?«

Sie wandte sich ab und sah nachdenklich aus, als sie eine Fotografie in einem Silberrahmen aufnahm, die ein stattliches Haus aus der Zeit Jakobs 1. zeigte. »Ich glaube, ich ziehe Breedon Hall vor, in dem man viel gemütlicher leben kann. Ein uraltes schottisches Schloss hoch oben auf einem einsamen Berg ist ganz schön für jene, die lange, zugige Flure lieben. Aber Schlösser und Paläste sind kein wirkliches *Heim* in dem Sinne, in dem es Breedon Hall ist ... Breedon-in-the-Wold, wie englisch das klingt!«

Da wusste Rory, wie sehr sie unter Heimweh litt. Er wechselte das Thema. »Ich habe Großonkel Neptune *viel* lieber. Ich glaube, ich werde bei ihm leben und nicht in England